



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Caritasblüten aus der Mission 1932**

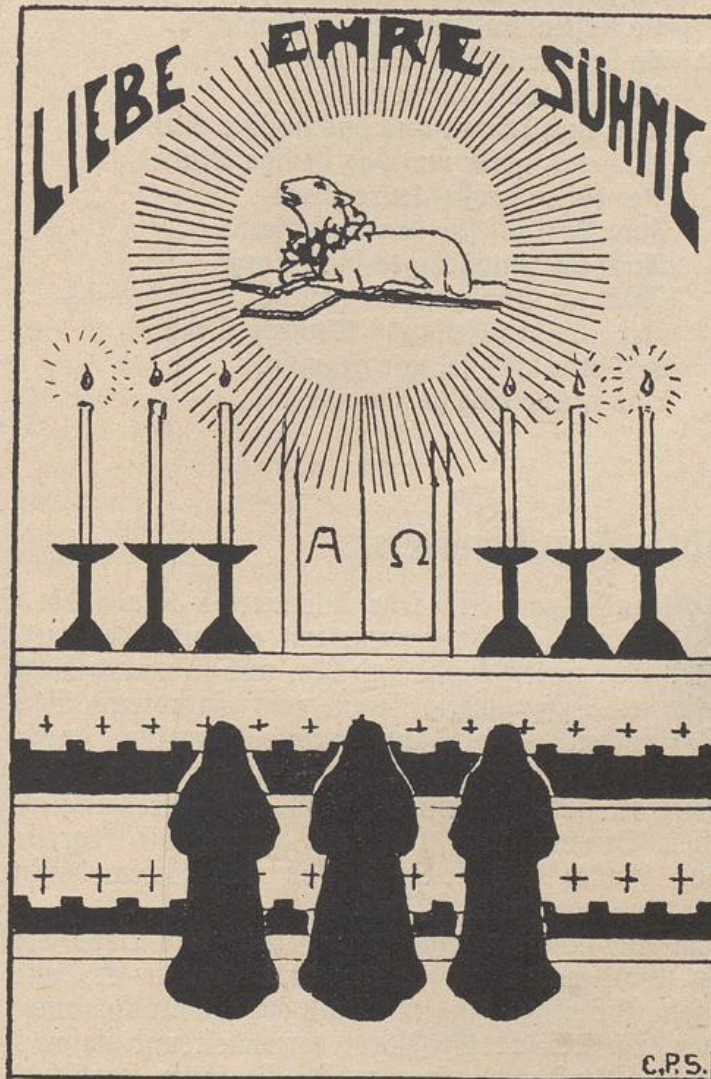
7 (1932)

---

# Caritasblüten

Nr. 7

1932



Verblutet ist das Lamm  
Am harten Kreuzesholz,  
Es sühnte unsre Sünden,  
Es sühnte unsern Stolz.

Drum lieben wir dies Gotteslamm,  
Verehren wir sein Blut.  
Ja, Sühne, Liebe, Ehre sei  
Dem allerhöchsten Gut!

## Zum Fest des kostbaren Blutes

Ihr Wunden Jesu, seid begrüßt,  
Der höchsten Liebe Unterpfand,  
Aus denen alles Heil uns fließt:  
Preis euch durch Himmel, Meer und Land!  
So leuchtet keines Sternes Licht,  
So duften Ros' und Balsam nicht,  
So kostbar ist kein Edelstein,  
Als ihr, ihr heiligen Male sein!  
Aus euch kommt uns das höchste Gut,  
Aus euch quillt uns das heilige Blut,  
Der einzig große, teure Preis,  
Zum Loskauf für den Erdenkreis.  
Auch ich Unwürdiger bin erkauf't,  
Auch im Gnadenstrom getauf't,  
Der aus des Heilands Wunden fließt.  
O Gottesblut, sei mir begrüßt,  
Das meine einz'ge Hoffnung ist.

3

## Erprobte Glaubenstreue

Von Schw. M. Stanisla

**D**orothy war ein sehr talentiertes Kind; die Eltern waren jedoch zu arm, um es ausbilden zu lassen. Mit vieler Mühe und Not und so manchem gebrachten Opfer durfte sie ein paar Jahre eine Schule besuchen; doch dann mußte Dorothy durch ihrer Hände Arbeit dem häuslichen Kraal nützlich sein. Froh und heiter griff sie jede Arbeit an, und mit ihrer ungewöhnlich klangvollen Stimme sang sie dabei immer die ergreifendsten Melodien. Ruhig und friedlich floß das Leben dahin, und keiner war glücklicher als Dorothy.

Da kam eine Wendung in ihrem Leben. Der Vater verlangte nach den Goldgruben zu gehen; dort glaubte er, wie viele andere, sein Glück zu finden. Bald war Dorothy auch wirklich in den Taumel der Großstadt verwickelt und nahm in derselben einen Dienst an. Treu wollte sie ihrer Herrschaft sein, treu aber auch ihrem Gott, denn sie hatte einen guten religiösen Geist. Tag für Tag sah man sie in der Kirche beim heiligen Messopfer. Ihre bescheidene, zurückhaltende Frömmigkeit lenkte bald die Augen des Priesters auf sie, und da sie ein eifriges Marienkind war, wurde sie bald einstimmig zur Präfektin der Marianischen Kongregation ernannt.

Jahre waren vergangen. Dorothy war von so manchem schwerem Leid heimgesucht worden. Beide Eltern hatte sie in

kurzer Zeit verloren, und nun war sie allein auf sturmbewegtem Lebensmeer. Wohl hatte sie ein Heim bei ihrer Tante gefunden, doch was war das gegen den väterlichen Kraal. Dorothy war jedoch ganz ergeben in Gottes heiligen Willen und ging ganz auf in der Liebe und Sorge für die ihr anvertrauten Marienkinder. Sie war es auch, welche die kranken Mitglieder der Kongregation aufsuchte und ihnen ihre Lage verbesserte. Mit eigener Hand griff sie zu, wenn sie Kranke in einem verwahrlosten Kraal fand. Obgleich ein armes Kind eines Eingeborenen, so hatten ihre Eltern ihr doch den besten Erbteil hinterlassen, den treubeforgte Eltern ihren Kindern nur hinterlassen können. Ein tiefer Glaube und eine wahre, aus dem Herzen entspringende Herzensbildung, war diesem Kind eigen. Mit einer gewissen Selbstverständlichkeit tat sie das Gute, spendete Licht und Sonne, wo sie es gar nicht ahnte, und wenn immer sie einen Kraal betrat, so erheiterte sie jedes bedrückte Herz. Die Mitglieder der Kongregation trugen eine wahre Liebe zu ihrer Präfektin, und auch der Priester der Native-Mission dieser Weltstadt schätzte seine Präfektin als eine treue Stütze. Was er ihr anvertraute, das war getan, und er konnte unbesorgt sein. Sie wirkte unter ihren Marienkindern mit wahren apostolischem Eifer.

Müden Schrittes betrat eines Tages der eifrige Missionar sein Zimmer und ließ sich in einen bereitstehenden Sessel fallen. Des Tages drückende Hitze hatte seinen Missionsgang in die umliegenden Wohnungen der Eingeborenen sehr erschwert, und er fühlte sich seiner wohlverdienten Ruhe sehr bedürftig. Kaum hatte er den Gedanken gefaßt, daß er nun etwas zu ruhen gedenkt, da wurde auch schon an die Tür geklopft. Der Priester öffnete. Schüchtern begrüßte ihn Dorothy und blieb verlegen an der Tür stehen. Der Priester begann jedoch mit ermunternden Worten: „Nun, Dorothy, hast Du wieder etwas Neues für die Kongregation erfunden?“ Dorothy schwieg; und als er sie nochmals aufforderte, da entgegnete sie: „Nein, ich komme heute mit einer Privatangelegenheit.“ Doch weiter konnte sie nicht reden. Der besorgte Seelenführer versicherte ihr nun, daß sie seiner Hilfe gewiß sein könne. Die Präfektin jedoch schüttelte fragend den Kopf und meinte: „Ich weiß nicht, ob Sie mir in diesem Fall so schnell ihre Hilfe zusagen werden.“ — Es entstand eine lange Pause. Priester und Präfektin schwiegen. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Endlich brach Dorothy das unheimliche Schweigen. „Ich bin im Begriff, Eduard Green zu heiraten“, sagte sie und wick den Blicken des Priesters aus. „Eduard Green“, wiederholte der Priester und schüttelte traurig sein Haupt. Lange sprach er nichts, Dorothy wäre am liebsten in den Boden versunken. Keinen Blick wagte

sie auf den Priester zu werfen. Sie kämpfte den harten Kampf zwischen Glauben und Genießen. Der Glaube verbot ihr, diesen Mann zu heiraten; das Verlangen nach Genuß und Ehre malte ihr jedoch die verlockendsten Bilder aus. „Dorothy“, begann der Priester nun. „Hast Du es Dir überlegt, was Du tun willst? Einen nicht-katholischen Mann willst Du nehmen? Bedenkst Du das Argernis, das Du gibst, Du als Präfektin? — Und weißt Du auch, welche Bedingungen an eine gemischte Ehe geknüpft sind? —“

Dorothy schwieg noch immer und wußte keine Antwort zu geben. Leise sagte sie nur: „Er will alle Bedingungen erfüllen.“ Der Priester sah nun, daß sie wirklich gewillt war, eine Mischehe einzugehen, und er fragte sie nur noch, ob er „willig“ die Bedingungen erfüllen wolle. Das jedoch mußte Dorothy verneinen, denn sie hatte lange mit ihm ringen müssen, bevor er alles zugab.

Des Priesters Herz war übervoll von Leid, und er konnte Dorothy nicht verstehen. Er mahnte sie mit dringenden Worten, von diesem Schritt abzusehen. Uner schöpflich war seine Geduld, mit der er ihr den Kampf schilderte, den sie ihr ganzes Leben haben werde. Aber alles schien zwecklos zu sein. Dorothy war entschlossen, diesen einmal Erwählten zu heiraten. Ihr war es zu verlockend, daß sie die Frau eines Halbweißen sein sollte, die Frau eines Geschäftsführers einer berühmten Firma. Sie sah nicht, daß ein Halbweißer und eine Schwarze nie wahrhaft glücklich sein können. Beide waren in augenblicklicher Leidenschaft verblendet. Dazu kam noch, daß ihre Tante sie zu dem Schritt ermutigte, denn sie hoffte dann, daß auch ihre Kinder durch die glänzende Partie ihrer Nichte eine bessere Aussicht für ihre Zukunft hätten. —

Dorothy war vermählt. Die Vereinsmitglieder bedauerten die Verwirrung ihrer Präfektin und vergaßen ihrer nicht im Gebete. Sie bezog einen ganz anderen Stadtteil und war in ihrer alten Umgebung bald vergessen. War sie nun glücklich? Es schien so. Aber es war anders.

Ihr Gatte war ein großer Naturfreund und wollte jeden Sonntag hinaus ins Freie. Dorothy machte ihm Vorstellung, daß sie erst einer heiligen Messe beiwohnen wolle, dann sei sie gern bereit, mit ihm hinauszugehen. Im stillen jedoch blutete ihr das Herz, denn sie gedachte, wie gern sie als Marienkind nach der Frühmesse nochmals ins Hochamt ging, und nun mußte sie schon vier Wochen nach der Hochzeit auf alles verzichten. Ihre Vorstellungen riefen eine direkte Auseinandersetzung hervor, denn schon machte er ihr Vorwürfe, daß sie den einzigen Tag in der Woche, an dem er daheim war, in der Kirche zubringe. Dorothy hingegen wies darauf hin, daß sie nicht den ganzen Tag in der Kirche zubringe, sondern höchstens

eine Stunde. Der erste Schatten war nun schon auf das Glück der jungen Leute gefallen. Wie können auch zwei glücklich sein, die im innersten Herzen doch nicht einig sind? Niemals kann eine solche Ehe glücklich sein.

Die Geburt des ersten Töchterchens brachte einen neuen Sturm über Dorothy. Der Vater wollte nicht, daß sein Kind ein Papstanbeter, wie er sagte, sei und verweigerte die Taufe. Die Mutter hingegen bestand darauf, daß das Kind getauft werden müsse. Bald gab es zornige Auftritte, bald trotziges Schweigen von seiten ihres Gatten. Keine frohe Stunde war ihr mehr vergönnt. Ging der Vater zur Arbeit, dann neigte sie sich über ihr einziges Kind, das sie in ihrem Schoße barg, und weinte bittere Tränen. Tränen, Kreuz und Leid waren ihr Anteil. Sie nannte ein schönes Haus ihr Eigen, war fast europäisch eingerichtet, doch es fehlte das häusliche Glück. Ihr Töchterchen Mary wuchs heran und hatte fast das dritte Lebensjahr erreicht. Die Mutter hielt es nun nicht mehr länger aus, ihr Kind ohne die heilige Taufe zu wissen. Mit jedem Blick, den sie auf ihr Kind heftete, ging es ihr gleich Messerstichen durch die Seele. Gewissensbisse ließen ihr keine Ruhe mehr, und eines Tages trug sie ihr Kind heimlich zur Taufe. Sie wußte wohl, daß dieser Schritt einen neuen Sturm heraufbeschwören werde, denn über kurz oder lang werde er es doch erfahren, daß sein Kind eine Christin sei. Dorothy war sich all dessen bewußt und sah ruhig diesem Kampf entgegen. Lieber wollte sie für ihr Kind mit ihrer Hände Arbeit durchs Leben gehen, als daß sie es als Heidin aufwachsen ließe. Sie atmete befriedigt auf, als das Wasser der Wiedergeburt ihr Kind in ein Gotteskind umwandelte, und nahm dann ihr gewohntes Leben wieder auf.

Wie ein Rasender gebärdete sich ihr Gatte, als er wahrte, daß seine Frau das Kind hatte taufen lassen. Dorothy sprach nicht ein Wort. Still und ruhig ließ sie alles über sich ergehen, bis auch ihr Gatte des Lobens müde wurde. Diesem Sturmauftritt folgte eine sonderbare drückende Ruhe. Tage vergingen. Keiner sprach ein Wort. Der Stolz des Gatten bäumte sich auf, denn er war allgemein als stolzer Prässer bekannt. Dorothy ahnte nichts Gutes. Ihr war es so beklommen zumute, und sie sah keinen Ausweg. Da trat eines Tages ihr Gatte zur ungewohnten Tageszeit ins Zimmer. „Meine Firma errichtet in N. eine Zweigniederlassung, und dort gehe ich hin. Du hast das Haus. Eine Unterstüzung werd ich Dir zukommen lassen. Doch mein Haus werde ich nicht eher betreten, bis ich der Herr im Hause sein kann“, sprach er kurz und bündig und verließ wieder das Zimmer. Dorothy war allein. Sollte sie weinen — sollte sie froh sein, daß nun der Streit ein Ende habe? Nein, — sie konnte nicht froh sein, denn sie wußte,

daß Mann und Frau, verbunden durch das Sakrament der Ehe, zusammen gehören. Was sollte sie tun? —

In bang durchwachten Nächten reifte in ihr der Entschluß, das Haus zu vermieten, des Gatten Unterstützung für ihr Kind anzulegen und sich und ihr Kind durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren. Sie war zu stolz, um von ihrem Gatten aus Gnade und Barmherzigkeit erhalten zu werden; und die Miete des Hauses und das evtl. zu erhaltende Geld des Gatten werden ihrem Kind später einmal gut tun. Schon den nächsten Tag betrat sie das Zimmer des Priesters, der sie vor Jahren gewarnt hatte. Gedemütigt in der Schule der ausgestandenen Leiden bat sie ihn um Rat, und der Priester, der im stillen Dorothys Lebensbahn verfolgt hatte, war gern bereit, ihr zu helfen, denn war doch all der Kampf, den sie führte, nur ein Kampf um den Glauben gewesen. Sie mußte für ihren Glauben kämpfen, mußte leiden, mußte opfern. Ruhig hörte der Priester zu, was Dorothy nun vor hatte und stimmte dann ihrem Vorhaben bei, daß sie die Stadt verlasse, denn zu groß waren die Gefahren gewesen, denen sie ausgesetzt war. Die Verwandtschaft von seiten ihres Gatten war protestantisch und ihre Umgebung, in der sie wohnte, war mohammedanisch. Voller Mitleid mit der schwergeprüften, aber glaubensstarken Frau versprach der Priester, sich für sie auf einer Missionsstation zu verwenden.

Bald war Dorothy unter den Fittichen einer katholischen Mission geborgen. Sie wurde den Schwestern nun Stütze und Hilfe. Zu jeder Arbeit war sie bereit, und nie entschlüpfte ihr ein Wort der Klage. Mary wuchs heran und durfte die Missionschule besuchen. Sie wurde bald der Liebling aller. Auf Dorothy hingegen lastete immer der Druck des Getrenntseins von ihrem Gatten. Dort im Missionskirchlein konnte man sie oft nach getaner Arbeit finden; dort flehte sie für ihn und eiferte auch ihr Kind an. Mutter und Kind wetteiferten, die Bekehrung des Vaters zu erflehen. Doch bald erkrankte Mary. Der herbeigerufene Arzt erklärte eine Operation für notwendig. Wie bangte das Mutterherz um ihr einziges Kind! Sie ergab sich wieder in Gottes heiligen Willen und überließ das Kind dem Arzt, der es mit seinem Auto ins nächste Hospital der Stadt X. brachte. Ruhig und ergeben lag die Kleine in ihrem Bettchen. Immer kehrten ihre Gedanken zu den Schulgespielerinnen auf der Mission, zu ihrer Mutter und den Schwestern zurück.

Die Operation war glücklich verlaufen, und Mary war auf dem Wege der Besserung. Froh und heiter spielte sie schon mit andern Kindern im Garten. Sie wußte nicht, daß von einem der großen Fenster die Blicke eines Fremden auf ihr ruhten, sondern gab sich unbefangen ihren Spielen hin. Nur griff sie

150

von Zeit zu Zeit zwischen die Falten ihres Kleidchens, denn darin lag etwas Kostbares verborgen. Ja, ihre Tasche barg den letzten Brief ihres lieben Mütterchens, den sie zu ihrem Geburtstag erhielt. Mit kindlicher Verehrung bewahrte sie Mutters Briefe als die größten Schätze, und sie freute sich, daß sie nun bald zur Mutter eilen durfte.

Noch immer ruhten des Fremden Blicke auf dem Kind. Gestern erst wurde er hier eingeliefert, da er bei einem Auto-unfall verunglückt war. Jedoch seine Verletzungen waren nicht so gefährlich, wie es auf den ersten Blick schien, und er konnte schon am nächsten Tage das Bett verlassen. Nun hatte er den ganzen Tag dieses Kind beobachtet. Immer zog ihn etwas zu dem Kind, aber nie versuchte er, es anzureden. Ein geheimes „Etwas“ zog ihn an, und ein ebenso geheimes „Etwas“ flößte ihm eine gewisse Scheu vor dem Kinde ein. Lange stand er so am Fenster; dann entschloß er sich, dem Kinde nachzugehen.

Mary spielte ahnungslos mit den andern Kindern und eilte gerade mit Windeseile im Wettlauf durch die Gartenwege, als der unbekannte Beobachter den Garten betrat. In Gedanken versunken ging er langsam den davoneilenden Kindern nach. Da stockte sein Fuß. Auf dem Boden lag ein weißes Kuvert. Er hob es auf — sein Blick — fiel auf seinen eigenen Namen. — „An Mary Green“ — hieß es. Mechanisch, wie von geheimer Macht getrieben, öffnete er den Brief und las die Wünsche einer Mutter für ihr Kind. — Dann aber hielt er inne, denn voll inniger Liebe sprach eine Mutter zu ihrem Kind von dem Vater — dem Vater, der sie verließ. „Wie, mein Kind, Du darfst bald heimkommen? O, wie ich mich freue. Dann wollen wir ein Herz und eine Seele sein, um für den Vater zu beten. Vergiß nie, mein Kind, Deinen lieben Vater in das Abendgebet einzuschließen.“ So und noch viel mehr schrieb die Mutter. Und der, der es las, war der Vater. Gott hat es zugelassen, daß der Brief in seine Hände fiel. Nun dämmerte in ihm die Erkenntnis: Die Religion, die eine Verstoßene so sprechen lehrt, so lieben lehrt, muß doch wahrlich etwas Göttliches sein, und eine heiße Sehnsucht erfüllte ihn nach diesem göttlichen Glauben. Gottes Gnade klopfte an das Herz des stolzen Mannes. Wird er seinen Stolz beugen?

Ganz in Gedanken versunken steht er da, als er plötzlich Kindertritte und Kinderstimmen herannahen hört. Rasch faltet er den Brief zusammen und will von den Kindern den Eigentümer herausfinden. Nun wußte er, was ihn immer zu jenem Kind hinzog, denn er konnte sich nun leicht erklären, wer der Eigentümer des Briefes war. Hastig griff das Kind nach dem Brief, den ihr der fremde Mann entgegenhielt, und ahnte nicht, daß er ihr Vater war. Erst, als sich alle Kinder entfernt hatten, dann erst gab er sich seinem Kind zu erkennen.



Mary schaute anfangs von der Seite ganz verstohlen zu ihm auf, dann sagte sie: „Ich hab's ja gewußt, daß Du es sein mußt, denn als ich Dich sah, hab' ich Dich gleich so lieb gehabt.“

Voll Glück und Wonne neigte er sich zu seinem Kind hernieder. Bald lag des Kindes Köpfchen wohlgeborgen an der Brust des Vaters. Doch nachdem die erste Wiedersehensfreude vorüber war, sagte Mary: „Aber Vater, ich muß Dich Mutter als Geschenk mitbringen. Komm, gehen wir doch morgen nach Hause!“

Erst schwieg der Vater; dann sagte er zu ihr: „Aber, Liebling, wird die Mutter mich auch noch haben wollen?“ Das hatte ihm Mary nun bald beigebracht, daß die Mutter schon auf ihn warte und er direkt den folgenden Tag zu ihr müsse.

Ganz unerwartet öffnete sich die Tür des Bügelzimmers im Schwesternhaus der Mission, und herein stürmte Mary und fiel ihrer Mutter direkt um den Hals, immer wiederholend: „Mutter, ich hab' Dir ein großes Geschenk mitgebracht. Komm heraus!“ Nicht nachgebend zog sie die Mutter hinaus, und da — welch ein Wiedersehen — erwartete sie ihr Gatte.

„Dorothy, ich komme nun, Dich zu fragen, willst Du Herrin meines Hauses sein“, war alles, was der Gatte sagen konnte. Dorothy hatte nur einen dankbaren Ausblick zum Himmel. Aberströmende Freude erfüllte ihr Herz, als ihr Gatte ihr seinen Entschluß mitteilte, daß er mit ihr das Glück jenes göttlichen Glaubens teilen möchte, der sie alles ertragen lehrte. Ihre erprobte Glaubenstreue habe ihm den Weg zur Kirche gebahnt.

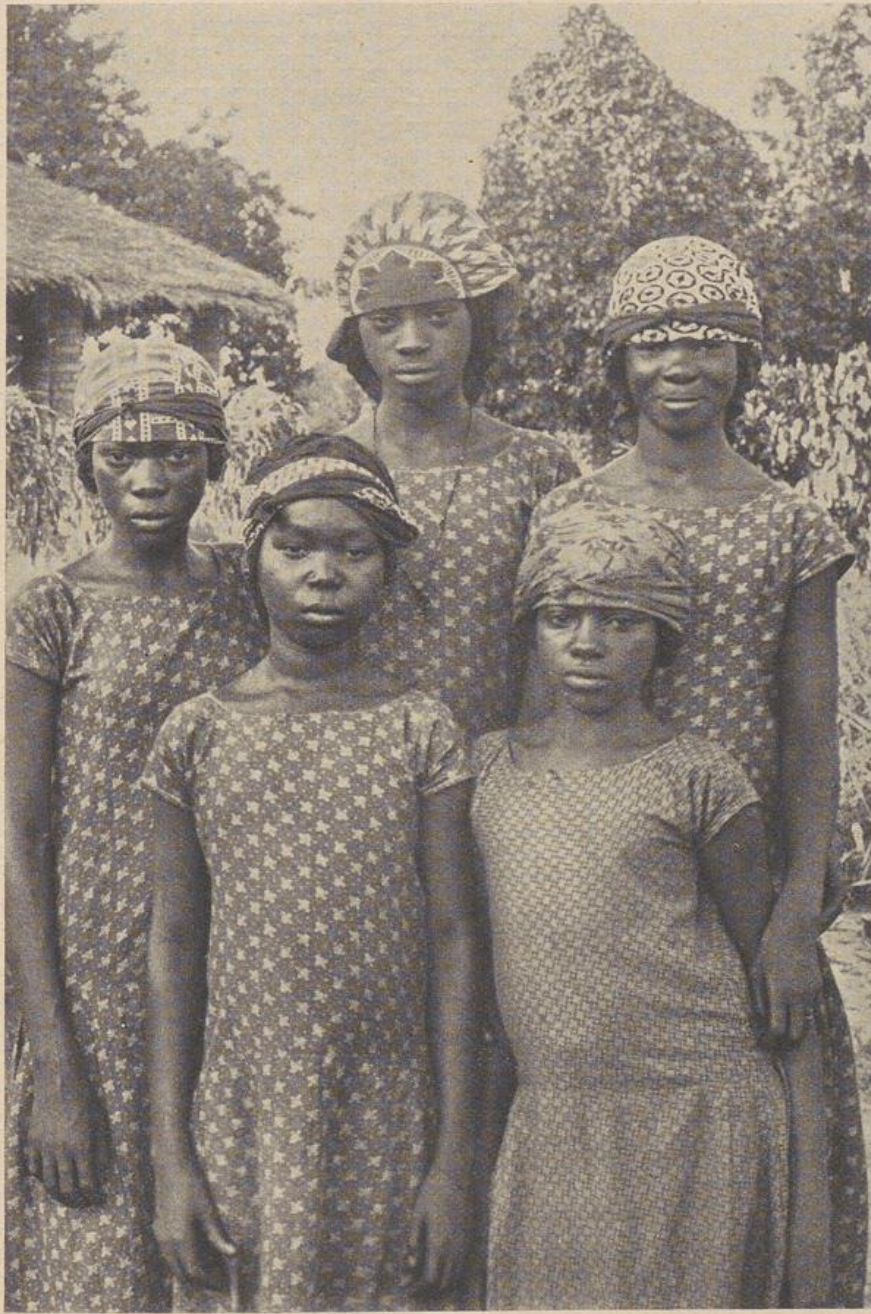
„Treu im Glauben, treu im Lieben, treu im Leiden“, war nun der Wahlspruch ihres neuen Lebens!

## Es bringt keinen Schaden

Ein kinderreicher, sehr fleißiger, armer Mann wurde vom Pfarrer erinnert, auch mal in der Woche die hl. Messe zu hören. „Ach,“ antwortete er, „das können wir nicht, wir müssen ja jeden Augenblick zusammennehmen, um einen Pfennig zu verdienen.“

„Nun, so probiert's einmal,“ entgegenete jener, „schickt einmal einen Monat lang zwei Kinder in die hl. Messe, wenn es dann mit Eurem Geschäft zurückgeht, so kommt zu mir, ich will Euch sofort alles ersetzen.“

Der Mann nahm den Antrag an. Er sandte täglich zwei Kinder in die hl. Messe; er selbst konnte es Geschäfte halber unmöglich. Nach Ablauf eines Monats aber sandte er sämtliche Kinder, denn jener Monat war seit vielen Jahren der beste für ihn gewesen. Durch das Anhören der hl. Messe und seine fleißige Arbeit brachte er es auf einen grünen Zweig. Was aber die Hauptsache ist, alle Kinder wuchsen brav und religiös heran.



Christliche Congonesische Negermädchen.

## Ramazani

Von Schw. Amabilis

**R**amazani, so nennt der Mohammedaner die im Koran vorgeschriebene Fastenzeit. Sie dauert 30 Tage, darf nicht unterbrochen werden und gestattet nicht, auch nur das mindeste vor Sonnenuntergang zu genießen. Selbst ein Tröpfchen Wasser ist verboten. Ebenso ist das Einnehmen von Arzneien untersagt. Trotzdem dies alles so hart klingt und durch das heiße Klima noch an Härte zunimmt, ja für uns wegen des großen Durstes fast unerträglich wäre, so sind doch die Mohammedaner für diese Übung ganz begeistert. Es ist nämlich ihr fester Glaube, daß derjenige, welcher diese Fasten hält, Verzeihung aller seiner Sünden empfängt, daß seine Seele so schön makellos wird, wie die eines Engels, und daß ihm die Tore des Himmelreiches unfehlbar offen stehen. Wenn der Islamit nur sein Ramazani hält, so kann er sich Schlechtigkeiten erlauben, so viel er will. Niemand kann ihn von dieser Überzeugung abbringen.

Die Vornehmen und Reichen, welche das strenge Fasten nicht unternehmen können oder wollen, bestellen sich dafür einen anderen Mann, der für das Fasten gut bezahlt wird, damit sie die Verzeihung ihrer Sünden, die Reinheit ihrer Seele und das Himmelreich erwerben. Dabei glauben sie, daß das Verdienst des Fastens von dem Mann, den sie dafür bezahlen, auf sie übergeht. Hier muß aber bemerkt werden, daß es nicht in die Öffentlichkeit kommen darf, daß sie selbst das Fasten nicht fertigbringen, sondern es durch andere tun lassen.

In Zanzibar wird diese mohammedanische Fastenzeit durch zwei Kanonenschüsse am Abend vorher angemeldet. Hunderttausende beteiligen sich daran, Araber, Indier, Neger, alles, was sich zum Islam bekennt. Von diesem Tage an verschwinden alle Tee-, Kaffee-, Brot- und Früchteverkaufsstellen in den Straßen. Auch wir im Hospital merken es gut, denn während der 30 Tage kommt kein Mohammedaner um Arznei.

Vor Beginn der Fastenzeit wird Geld nach allen Seiten gesucht. Hat man mohammedanische Arbeiter, so hören sie nicht auf zu bitten und zu flehen, bis man ihnen Geld leiht, damit sie sich mit guten, kräftigen Nahrungsmitteln versehen können. Auch wird niemals mehr gestohlen als in dieser Zeit, damit sie sich in der Nacht ein gutes Mahl bereiten können. Das beschauen sie absolut nicht als Sünde, besonders wenn sie jemand bestehlen, der nicht zum Islam gehört.

Verwundet sich einer in dieser Zeit an irgendeiner Stelle des Körpers, so daß es blutet, so ist das ein Zeichen, daß der Betreffende im Sündenzustand ist und durch das Fasten keine Verzeihung erhält. In diesem Glauben unterbricht er auch sofort das Fasten.

Nach Sonnenuntergang beginnt die Essenszeit. Zuerst wird eine dünne, stark gepfefferte Reismehlsuppe verzehrt und dann kommen alle möglichen andern guten Gerichte. Sie dürfen um 6 Uhr abends, dann ungefähr gegen Mitternacht und nochmals nachts um 2 Uhr essen. Zu dieser letzten Mahlzeit ladet wieder ein Kanonenschuß ein. Wie sie aber nachts schmausen und was sie alles treiben, hat nichts zu sagen, denn sie fasten ja am Tage, und daran ist ihr Himmelreich geknüpft.

Nach Ablauf der Fastenzeit wollen die darauf folgenden Festlichkeiten kein Ende nehmen. Besonders die ersten drei Tage werden mit ungeheurem Jubel gefeiert. Dann fließen auch die Almosen, wie überhaupt der Mohammedaner zum Almosengeben geneigt ist, wenn es öffentlich geschehen und von allen gesehen und bewundert werden kann. Sie gleichen hierin ganz den Pharisäern, die es liebten, sich an öffentlichen Straßen zu zeigen, wenn sie fasteten. Wenn es aber gilt, ein Almosen zu geben, das nur Gott sieht, dann sind sie nicht zu haben. Ebenso wenig spenden sie daselbe für den armen Kranken, oder den ausgearbeiteten, kraftlosen Sklaven, der ihnen ein ganzes Leben treu gedient hat. In seinen alten Tagen wird ihm einfach die Türe gewiesen. Wie oft schon waren wir davon Zeugen. Ja, nicht selten haben wir diese Armsten auf der Straße aufgefunden, und auf unsere Frage, wie sie in diesen elenden Zustand geraten seien, als Antwort erhalten: „Mein Herr und Gebieter hat mich auf den Wagen gelegt und hierher gebracht mit der Bemerkung: ‚Wenn die Schwestern morgens zum Walezo-Hospital fahren, werden sie dich schon sehen.‘“ Wir selbst haben natürlich immer Freude, einen so armen Verstoßenen in unsere Pflege aufnehmen zu können. Er wird auf eine Tragbahre gelegt und in unser Hospital gebracht. Wie viele Seelen haben wir auf diese Weise schon retten können.

Einen großen Triumph feiert der Islamit, wenn er einen Christen für seine Religion gewinnen kann. Dann strömen die Almosen für diesen Apostaten so reichlich, daß er bald ein wohlhabender Mann ist. Sie bereiten ihm einen Triumphzug zu Pferd und mit Musik durch die Stadt. — Daraus ersieht man, daß unsere armen Christen beständig von Gefahren für den Glauben umgeben sind.

Fragt man einen Mohammedaner nach dem Befinden eines Kranken, der ihm nahesteht, so bekommt man immer die Antwort: „Es geht ihm gut.“ Darnach folgt ein Lob- und Dankspruch dem Allerhöchsten und erst dann erfolgt die richtige Antwort, wie sich der Kranke befindet. Sie sind sehr ergeben in den Willen Gottes. Selbst bei Todesfällen darf nicht geweint werden, denn Weinen ist eine Schande für sie. Würde diese stumme Resignation der Mohammedaner auf dem Glauben beruhen, dann wären sie Helden in dieser Tugend. So aber

sind sie so verblendet und huldigen dem Mohammed mit fast göttlichen Ehrenbezeugungen.

Es gibt unter ihnen auch sehr gutmütige Menschen. So kannte ich einen alten Araber, der nicht wußte, was er mir vor Freude geben sollte, wenn ich zu ihm kam. Auch meine schwarze Begleitung beschenkte er reichlich. Er war der Vater der ganzen Umgebung. Alle, die in Not waren, kamen zu ihm, Mohammedaner, Heiden und Christen. Er drängte die Leute nicht zum Zahlen, sondern wartete geduldig, bis sie nach und nach das Geld für die Ware brachten. Verweigerte einer zu bezahlen, so sagte er ganz gelassen: „Er wird Unannehmlichkeiten mit seinem Gott bekommen.“

3

## Taubenflügel

Von Henriette Brey

**E**r war der Sohn eines Arztes in einem niederrheinischen Städtchen, der kleine Heinrich Walter. Etwas Zartes, Unberührtes war an ihm. Seine Seele war von engelhafter Reinheit. Sie hatte zarte weiße Schwingen. Und eine Zeitlang schien es, diese Schwingen würden sie über diese Erde hinaustragen in die seligen Gefilde des Himmels; denn das Kind war von schwacher Gesundheit und wurde mehrmals schwer krank.

Aber die Gebete seiner Mutter rangen mit Gott. „Laß ihn leben, o Herr,“ flehte sie inbrünstig, „wenn es dein Wille ist! Nicht für mich, sondern für dich. Daß er zu deiner Ehre arbeiten und wirken kann in dem von dir gewollten Berufe. Zieht sein Herz ihn zu deinem heiligen Zelte, so werde ich frohlockend dir meinen Erstgeborenen opfern. Soll er in einem andern Berufe für dein Reich wirken, so werde ich auch glücklich sein. Nur gib ihm das Leben wieder, meinem süßen Knaben.“

Und Gott erhörte das Gebet. Dem Todesengel wurde noch nicht Gewalt gegeben, die reine Blume zu brechen. Heinrich genas und wuchs zu einem fröhlichen und doch sinnigen Knaben heran, fromm, lerneifrig, weit offen das Herz für alles Schöne, Gute und Edle. Sein sanftes Gemüt machte ihn zum Liebling aller.

Er besuchte bereits das Gymnasium, und seine Lehrer waren voll des Lobes über seine Geistesgaben.

Doktor Walter war stolz auf seinen Sohn und hoffte, daß er dereinst ein tüchtiger Arzt und sein Nachfolger würde. Die Mutter sagte nichts dazu. Voll Liebe hingen ihre Blicke an dem Knaben. Wenn er nur zu einem braven, aufrechten Menschen erwuchs! Gott würde ihm schon zur rechten Zeit den von ihm bestimmten Beruf zeigen.

Früh schon war Heinrichs Herz auf Aberirdisches gerichtet. Am liebsten las er von großen und heiligen Männern und Frauen, welche die Welt überwunden und Herrliches für das Reich Gottes geleistet hatten.

Wohl träumte er gleich andern Knaben von fernen Wunderländern und großen Taten. Aber es waren nicht Indianergeschichten, nicht Abenteuer und phantastische Begebenheiten, welche nur den Kopf erhizen und zu ernster Arbeit unfähig machen — nein, Heinrich Walter träumte davon, wie groß und erhaben es wäre, als Missionar hinauszuziehen in die weiten, weltfernen Heidenländer, den armen Schwarzen die frohe Botschaft vom Reiche Gottes zu bringen, ihre Seelen zu erlösen aus den Banden des Teufels.

Ja, das war wahrer Heldenmut, wahre Größe: mit dem Kreuze in der Hand, arm an irdischen Hilfsmitteln, nur auf Gott vertrauend, vorzudringen in die tropischen Urwälder, zu den Kindern der Wildnis!

Heinrichs Herz klopfte begeistert, wenn er sich das vorstellte. Seine Mutter hatte ihn einmal mitgenommen in die nächste große Stadt, wo ein Missionspriester einen Vortrag hielt über Missionsarbeit im dunklen Afrika. Wie hatte Heinrich begeistert gelauscht! Eine neue Welt tat sich vor seinen Augen auf! Am liebsten wäre er gleich mitgezogen. Aber ach, er war ja noch ein schwacher Knabe!

Nachher besichtigte er mit seiner Mutter die kleine Missionsausstellung, die im andern Saale veranstaltet war, um das Interesse für die Missionen zu wecken. Was gab es da nicht alles zu sehen! Kirchliche Sachen, von den Jungfrauen der Stadt für die Missionen angefertigt, bunte Kleidchen für die Negerkinder. Aber wichtiger als die farbenfrohen Kleidchen und die funkelnde Seide schien ihm die Fülle von Gegenständen, welche die Missionare in Afrika gesammelt hatten. Da gab es große Lanzen, breite Schwerter, scharfe Messer und spitze Pfeile. Ein Gruseln überlief ihn beim Gedanken, was die Mordinstrumente drunten im fernen Afrika schon wohl alles angerichtet hatten. Und daneben hingen phantastische Pfeifenköpfe, Flöten aus Rohr und Elfenbein. Und Musikinstrumente, so eigenartig, wie er sie noch nie gesehen hatte. Und dann all die Schmuckgegenstände aus hohlen Früchten und Kernen, Kupfer und Eisen! Auch die sonderbaren Gefäße und Flechtarbeiten und all die verschiedenen, sinnreich erdachten Gebrauchsgegenstände interessierten ihn. Und darüber sah er auf großen Photographien die Missionare in ihrem weißen Gewande, wie sie arbeiteten, im Walde Bäume fällten, Häuser bauten, Kinder unterrichteten und im Urwalde die heilige Messe lasen.

O wenn doch auch er in diesem schönen Lande sein dürfte! Ja, ja — er würde später auch als Missionar in so einem

armen Bethlehemskirchlein den armen Schwarzen vom lieben Heiland erzählen! . . .

Aber da in der Ecke des Saales stand auf einem Sockel eine große Herz-Jesu-Statue, und vor derselben sah er zwei Negerknabenfiguren. Der eine Knabe war ziemlich bekleidet, hatte einen Rosenkranz um den Hals, die Hände gefaltet und schaute mit freudigem Blick zum Herzen des Heilandes empor. Das war ein Christ. An der andern Seite kniete ein mit einem armseligen Schürzchen kaum bedeckter Negerknabe. Der trug am Hals ein heidnisches Amulett und verbarg traurig sein Gesicht in der Hand. Der versinnbildete das Heidentum. Die ganze Trostlosigkeit und Verzweiflung des Heidentums lag in seiner Haltung und in seinen Zügen.

Einen unauslöschlichen Eindruck machte das rührende Bildwerk auf das empfängliche Herz des Knaben. Diesen armen Kindern helfen können! Die schwarze Nacht des Heidentums von ihnen nehmen!

Mit Eifer las Heinrich fortan die Hefte des Kindheit-Jesu-Vereins. Und sein Mitleid mit den armen Heidenkindern wurde immer größer. In seinen klaren blauen Augen lag jetzt immer ein Ausdruck von Sehnsucht, so, als ginge sein Blick, sein Denken in weite Fernen.

Es kam die Zeit, da wurde Heinrich Walter zur ersten heiligen Kommunion zugelassen. Damals mußten die Kinder noch zwölf Jahre alt sein, ehe sie zum heiligen Gastmahl geführt werden durften. Das waren Jahre der Sehnsucht für den frommen Knaben. Er beneidete die älteren Kinder, die dies hehre Glück schon genossen. Nun aber nahte auch für ihn die große Stunde.

Eines Tages kam er vom Religionsunterricht nach Hause. „Mutter, Mutter, ich bin Kommunionkind!“ jubelte er. „Wie freue ich mich! Noch drei Monate, dann ist der glückliche Tag da. O Mutter, nun muß ich mich aber gut vorbereiten. Wenn der liebe Heiland zu mir kommt, muß mein Herz ganz rein sein!“

Seine Augen leuchteten. Die Mutter schloß ihn zärtlich in die Arme. Sie dachte bei sich, daß ihr Heinrich schon jetzt wie ein kleiner Engel sei, aber sie sagte nur! „Ja, Kind, so ist es recht. Du kannst gar nicht zu viel tun, wenn Du an den hohen Gast denkst, der zu Dir kommt.“

„Und ich werde dann Engelchen“, rief freudig die kleine Cäcilie. „Ich tu dann Lilien tragen, Kränzchen auf...!“ Aufgeregt lief sie weg und holte ihr Bilderbuch. „So ein feines Engelchen werd ich dann“, sagte sie stolz und hielt dem Bruder das Buch vor, in dem ein schöner Engel abgebildet war. „Tu lesen, Heini, was darunter steht“, bat sie eifrig.

Lächelnd nahm Heinrich das Buch und las dem Schwesterchen vor:

Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind,  
Wie schön die lieben Englein sind:  
Sie sind so hell von Angesicht,  
Wie Erd' und Himmel im Frühlingslicht.  
Sie haben Augen gar blau und klar  
Und ewige Blumen im goldenen Haar,  
Und ihre lichten Flügelein,  
Die sind wie silberner Mondenschein.  
Bei Tag und bei Nacht  
Fliegen die Engel in solcher Pracht."

„Ich auch fein Englein“, plapperte klein Dorothea dazwischen, „Flügel kriegen, weit fortfliegen, im Himmel, zu Brüderchen.“

„Du bist ja noch zu klein, Dorothea“, belehrte Cäcilie wichtig das jüngste Schwesterchen. „Wenn noch einmal Weißer Sonntag ist und noch einmal, dann kannst Du auch Engelchen werden!“ Und Klein-Dorothea war es zufrieden.

Nun folgte für Heinrich eine große, geheimnisvolle Zeit, voll von sehnsüchtigem Warten, von demütigem Gebet, voll von heißem Bemühen, auch die kleinsten Fehler zu tilgen, voll von heiligen Gnadenwundern. Und niemals folgte wohl ein Kind williger dem Zuge der göttlichen Gnade, als Heinrich Walter.

Ein Hauch von Gottesnähe lag auf seinen Zügen, das Siegel der Reinheit auf seiner Stirn.

Größer und größer wurde seine Sehnsucht. „Wer gibt mir Flügel wie einer Taube, daß ich fliege und bei ihm ruhe!“ Diese Schriftstelle hatte Heinrich in jener Zeit einmal gelesen und sie wurde der Ausdruck seiner Sehnsucht, die Sprache seines Herzens. Sie kam ihm nimmer aus dem Sinn.

„O wer gibt mir Taubensflügel, daß ich zu Jesus komme!“ das war sein heißes Flehen. —

Der große Tag brach an. Tief und volltönig und feierlich läuteten die Glocken zusammen. Niemals, an keinem Tage des Jahres, auch nicht am hohen Weihnachtstage, am triumphierenden Osterfeste, lag in den Stimmen der Glocken ein solches Jauchzen, ein solcher Jubel.

Der festliche Zug der Kommunionkinder bewegte sich langsam vom Schulhause zur Kirche. Die Priester im festlichen Ornat mit zahlreichen Ministranten schritten voran. Das große Tragkreuz blitzte in der Sonne. Die seidengestickten Fahnen wehten im Morgenwind. Eine Schar weißgekleideter Engelchen, Palmen und Lilien tragend, umgab die glücklichen Kinder. Der Kirchenchor sang das alte liebe Lied, das schon den Eltern der Erstkommunikanten vertraut geklungen hatte:



„Laßt die Kindlein zu mir kommen!“  
Sprachst du sanft, du Menschenfreund.  
Diese Worte sind so traulich,  
Sind so liebevoll, treu gemeint.  
„Laßt die Kindlein zu mir kommen,  
Ihre Herzen sind so rein,  
Unverdorben ihre Seelen —  
Schön ist es, ihr Freund zu sein!“

Und die Glocken läuteten und läuteten und sangen und sangen. Manches Auge der Erwachsenen wurde feucht, wenn es die glückleuchtenden Züge der auserwählten Kinder sah, die mit gesenkten Stirnen und gefalteten Händen tiefgesammelt einherschritten. Die zweite Strophe des Liedes erklang:

„Hin zu deinem Liebesmahle  
Kommen sie mit heil'ger Lust.  
Steig herab in ihre Mitte,  
Nimm sie all an deine Brust.  
Laß sie ruh'n an deinem Herzen,  
Süßer Jesus, sie sind dein!  
Sprich den Segen, sprich zum Himmel:  
„Vater, Vater, sie sind mein!“

Weit auf stand das Tor der Kirche. Im Hintergrunde sah man den Altar, von unzähligen Kerzen umgeben, die wie Sterne leuchteten. Palmen ragten zu beiden Seiten, lichte Frühlingsblumen dufteten.

Als der Festzug die Kirche erreicht hatte und die Schwelle überschritt, setzte mit mächtigem Klang die Orgel ein, nahm die Melodie des Liedes auf und spielte die dritte Strophe.

Und dann folgte das oft gesehene, ewig neue, nie zu vergessende Schauspiel, das seinesgleichen im ganzen Jahre nicht hat.

Tiefe Stille atmete bei der Ansprache des Priesters. Und als er nun die Erneuerung des Taufgelübdes vornahm, da klangen in die feierliche Stille die bebenden Stimmen der Kinder hinein: „Wir glauben... Wir widersagen — —.“

An den Säulen und Gewölben der Kirche brach sich der Treuschwur. Die Engel waren Zeuge davon. Ja, der Herr selbst im Sakramente hörte ihn und nahm ihn auf.

Heinrich Walters Augen waren auf die Monstranz gerichtet, als müsse er tief hineintauchen in die lieben Heilandsaugen. Sein Herz brannte vor Liebe.

„Jesus — — Jesus — —“, mehr konnte er nicht flüstern, nicht denken. Jede Herzbewegung, jeder Pulsschlag war ein Akt der Liebe. Seine Seele hatte nun wirklich Taubenflügel bekommen und flog Jesus entgegen — Taubenflügel der Reinheit, der Sehnsucht.

Wie im Traum ging ihm die heilige Handlung weiter, die Opferung, die Wandlung. Wie aus weiter Ferne hörte er die Antwortstimmen der Kinder und betete selbst mit. Wie aus Himmelshöhen flossen die Orgelklänge herab.

Und nun — nun — Millionen unsichtbarer Engel lagen anbetend im Staube oder konnten den sehnenden Blick nicht abwenden — und wünschten in diesem Augenblick, daß sie Menschenkinder seien — —. Die Erde schien den Atem anzuhalten, denn das unfaßliche, unbegreifliche, unermessliche Wunder der Liebe geschah von neuem: der Herr ließ sich von geweihter Priesterhand in Gestalt der zarten weißen Hostie auf die Zunge der begnadeten Kinder legen, stieg in ihr Herz hinab und nahm dort Wohnstätte!

Ein Schauer von Ehrfurcht, eine Welle unendlicher Freude überrieselte und durchschauerte Heinrichs Herz. Die Welt um ihn versank. Jesus war bei ihm, und er war bei Jesus! — Wie die Turteltaube, die ihr Nest gefunden, so schmiegte sich seine Kindesseele an Jesu Herz.

Ach, so vieles hatte er zu sagen, zu erbitten. Er wurde kaum fertig damit. Vieles und Großes erbat er — nicht nur für sich, sondern auch für die lieben Seinen und andere. Denn der Herr liebt die großmütigen Seelen.

Heilige Vorsätze sprach er aus, stille Versprechen. Und zuletzt die große, große Sache, die ihm am Herzen lag; an die er mit heiliger Scheu, mit Zagen und mit Bewunderung dachte; die wie ein edles Samenkorn auf dem Grunde seiner Seele lag und nun in der heiligen Gegenwart des Herrn siegreich zum Lichte empor sproß: wie eine Blume.

Dem Herrn dienen wollte er, makellos an Leib und Seele! Priester wollte er werden und — Missionar! . . .

War er nicht begnadet vor Millionen armer Heiden, die in Finsternis und im Schatten des Todes saßen und sich umsonst nach dem Herrn sehnten — nein, sie sehnten sich nicht einmal nach ihm, sie wußten ja gar nichts von ihm! Aber ihre Seelen, ihre unsterblichen Seelen, die doch nach Gottes Ebenbild erschaffen waren und dem ewigen Lichte zustrebten, die sehnten sich unbewußt nach Rettung, nach einem Erlöser, nach Gott!

Die armen kleinen Heidenkinder, schuldlos an ihrem traurigen Zustande — sollten sie dahinsterven in Nacht und Elend? Nie den lieben Heiland kennenlernen? Nie die süße Jungfrau Maria? Nie den Herrn in ihr Herz aufnehmen? Waren sie verstoßen?

Nein — opferwillige Seelen brauchte der Herr, um sein Reich auszubreiten. Auch für die Neger in Afrika war er gestorben, auch sie sollten Kinder Gottes sein! „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter im Weinberge des Herrn sind wenige“, hatte der Herr selbst geklagt.

Und Heinrich Walter, der zwölfjährige fromme Knabe, weihte sich in dieser heiligsten und seligsten Stunde seines Lebens ganz dem Herrn des Weltalls, dem Schöpfer und Vater auch der armen irrenden Völker, die noch nicht in seinem Schaffstall waren. Und ersuchte von ihm den Priester- und Missionsberuf.

Und der Herr erfüllte seine Bitte und nahm sein Opfer an. Die Stirne des Kindes bezeichnete er mit dem unsichtbaren Zeichen, das nur die Engel lesen können, und das heißt: Ego miles Christi — ich bin ein Streiter Christi.

Und die Taubenflügel seiner Seele schwebten fortan nur in reinen Höhen und wuchsen und breiteten sich weit und schwingenstark zum dereinstigen Fluge über das Weltmeer.

Viele Jahre rannen dahin. \*

Auf dem weiten Ozean durchfurchte ein stolzes Schiff die Wogen. Am Tage zog es silberne Schaumfurchen hinter sich her, wie eine Schleppe von Spizen und Perlen. Delfine und fliegende Fische zogen ihm nach, spielten in den schäumenden Wellen.

Jetzt war es Nacht. Alle auf dem Schiffe außer den diensttuenden und wachhabenden Matrosen, außer dem Steuermann, schliefen. Manches unruhige Herz mochte dabei sein. Vielleicht ein Kaufmann, der nach Gold und Diamanten lüstern war; vielleicht ein Abenteurer, den das Unbekannte lockte; vielleicht mancher, der in Europa nicht gut getan, der mit Unglück oder dunkler Schuld beladen war und im fremden Lande sich ein neues Leben zimmern wollte!

Einer aber wachte. Ein junger Missionar war es. Er stand am Geländer des Schiffes und schaute empor in die funkelnde Sternennacht des südlichen Himmels. Das Kreuz des Südens, dieses wunderbare Sternbild, schimmerte in strahlendem Glanz.

Vater Heinrich faltete die Hände. „Groß bist du, o Herr, und wunderbar sind deine Werke. Größer ist deine Liebe! Schöner als die Sterne des Südens ist der Stern von Bethlehem, der da aufging als Licht zur Erleuchtung der Heiden! Herr, das Ziel meines Verlangens ist nahe! Zum Land meiner Sehnsucht geht der Kiel des Schiffes. Herr, dir befehle ich alles. In deine Hände lege ich mein Vorhaben, mein Wirken und Mühen — segne mich! Gib mir Kraft und Mut!“

Und seine Seele hob die Schwingen und flog hinüber zu den Söhnen der Wildnis, denen er das Licht bringen wollte.

Der Morgen brach an, strahlend in Purpur und Gold und leuchtender Pracht, wie er nur in den südlichen Breiten strahlt. Und siehe, ganz ferne am Horizont hob sich ein grauvioletter Streifen aus dem Meer.

„Land! Land!“ jauchzte es. Und als die Sonne in Mittagshöhe stand, lag die afrikanische Küste mit ihren Wäldern vor

den staunenden Blicken der Reisenden. Über den weißen Häuschen am Strande wehten hohe Palmen ihre gefiederten Kronen. Die Sonne des Südens übergieß das schöne Bild mit ihrem starken, ungebrochenen Licht.

Der Missionar an Bord des Schiffes breitete die Arme aus. „Sei gegrüßt, du armes Land! Du Wiese, auf die ich die Schäflein Christi führen will! Zwar dem Auge bist du strahlend, leuchtend in Paradies Schönheit — aber dennoch dunkel, weil die Sonne der Eucharistie dir nicht strahlt. Weil deine Kinder im Schatten des Todes sitzen. Möge dir bald leuchten Jesus Christus, der Herr, der Abglanz des Vaters, das Licht vom Lichte!“

\*

Wieder ging die Zeit dahin. Im weiten Kongowalde stand in einer Lichtung eine kleine Kapelle. Arm und schmucklos war sie, aus Zweigen und Stampferde gefertigt und mit Laubbündeln bedeckt. Ein schlichter Altar war darin, den einst ein Dorfkirchlein im fernen Europa zu ärmlich gefunden. Aber der Heiland verschmähte die arme Wohnung bei seinen ärmsten Kindern nicht, und die Augen der Wilden hingen mit Entzücken daran.

Weißer Sonntag war's. Pater Heinrich, der opferfreudige Missionar, stand vor dem Altare und sprach in der Landessprache zu seinen schwarzen Kommunionkindern, die heute zum erstenmal den Herrn empfangen sollten. Seine edlen, schon von Entbehrung sprechenden Züge waren heute von heiliger Freude verklärt. Nach übermenschlichen Mühen und Arbeiten, die manchmal seine Schwingen zu erlahmen drohten, konnte er heute dem Herrn seine Erstlinge zuführen.

Auch aus den Augen der schwarzen Kinder, die weiße Kleider an hatten, strahlte Freude und Seligkeit. Mit glühender Andacht nahmen sie den Herrn in ihr Herz auf. Denn wenn ihre Hautfarbe auch dunkel war, sie hatten doch kleine weiße Seelchen, die in ihrer Taufschuld leuchteten.

Dieser Weiße Sonntag im schwarzen Afrika aber war für Pater Heinrich ein Tag des reinsten Glückes. Die Taubenflügel seiner Seele fühlten neue Schwungkraft.

„Herr,“ betete er am Abend dieses Tages, als er in seiner Hütte saß, „alles für dich! Laß mich arbeiten, leiden, opfern für dich! Wenn es mich dir nur näher bringt! Nur Seelen gib mir, Herr, Seelen! . . . Einst aber, o geliebter Herr, wenn mein Tagewerk vollbracht ist, dann beslügele meine Seele zum Fluge in die ewige Heimat. Dann, o Herz Jesu, du Sehnsucht der ewigen Hügel, laß mich heimfliegen wie die Turteltaube in ihr Nest und rasten bei dir im Schatten deiner Fittiche!“



## F ü r d i e K i n d e r

Was uns Schwester Engelberta aus Ost-Afrika erzählt:

### Das lieblichste Gedicht

Jedes Tröpflein Morgentau,  
Das erglänzt auf Flur und Au  
Funkelnd in dem Sonnenlicht,  
Ist ein liebliches Gedicht.

Jedes Blümlein auf der Flur,  
Trägt des Schöpfers lichte Spur  
Lächelnd auf dem Angesicht;  
Ist ein liebliches Gedicht.

Jedes Vögelein, das singt  
Wonnig, wie das Glöcklein klingt,  
Alte Weisen, schön und schlicht,  
Ist ein liebliches Gedicht.

Doch ein Kindlein hold und rein  
Schuldlos wie ein Engelein  
Und mit Auglein klar und licht,  
Ist das lieblichste Gedicht.

(W. Edelmann.)

**D**och selber kannte zwar die kleine „Dolly“, deren Lebensschicksal ich hier im kurzen schildern möchte, nicht, — aber ich sah wohl deren Photographie und hörte gar viel von der Lieblichkeit, Anmut und den schweren Leiden dieses kleinen Mädchleins erzählen. Unbegreiflich ist es, was manches Kind, unverschuldet schon leiden muß.

Welch' schreckliches Gelüft,  
Einem Kinde das Leben zu verbittern!  
Wüßtet Ihr, was Kindesträne ist,  
Ihr würdet zittern!

sagt sehr wahr ein edler Dichter. Vielleicht hat er's an sich selber erfahren. —

Arme, kleine Dolly, was hatte sie verbrochen, daß man sie, trotz aller, ganz außerordentlicher Schönheit, Klugheit und Liebreiz, so hassen konnte, sie gewaltsam von ihrer Mutter trennte? Ich sah die unglückliche Mutter einmal in einem eleganten Auto in Nairobi an uns vorüberfahren; Schwester Arsenia zeigte sie mir. Welch tieftraurigen Blick warf die junge Frau auf das



Abschiedsfeier des ersten und zweiten Schuljahres.  
Osterferien 1932, Rønne, Dänemark, Insel Bornholm.

St.-Theresia-Klösterlein, wo ihre arme Dolly auch eine Zeitlang bei den Schwestern untergebracht war.

Dollys Mutter war eine junge, sehr schöne Witwe, eine Griechin, und eine überaus zärtliche Mutter für ihr Kind. Ein englischer Beamter heiratete sie, konnte aber in seiner eifersüchtigen Liebe das Stiefkind Dolly nicht leiden; es mußte aus dem Hause. — In allen möglichen Familien und Plätzen hatte er das kleine Mädchen, das er im zartesten Alter herzlos von der Mutter weggerissen hatte, unterzubringen gesucht. Zulezt brachte er es in ein Haus der Heilsarmee, welches ganz in unmittelbarer Nähe der katholischen Mission Nairobi liegt. Die Missionare und der hochwürdige Herr Bischof selbst nahmen sich nun dieses herumgestoßenen herzlieben Kindes an und gaben es unsern Schwestern in Nairobi. Aber auch da sollte und durfte sie nicht bleiben. Ganz aus den Augen der Mutter wollte es der Stiefvater haben, zumal er jetzt selber ein Kind, ein schönes, blondes Baby hatte, an welchem Dolly mit treuer Schwesterliebe hing. Dolly liebte sogar ihren Vater und konnte gar nicht verstehen, warum er sie so herzlos von sich stieß, wenn sie ihn begrüßen wollte.

Eines Tages soll sie zu Schwester Arsenia gesagt haben: „Mami hat jetzt ein Baby; jetzt darf ich heim, ihr helfen und mit dem Baby spielen.“ Aber es kam ganz anders. Dolly mußte fort aus Nairobi und wurde nach Zanzibar ins St.-

Josephs-Kloster gebracht. Die von seiten des Vaters so grausam veranstaltete Trennung von Mutter und Kind war fürchterlich anzusehen. Unsere Mutter Ubalda war Augenzeuge dieser schmerzlichen Trennung. Dolly war nahezu sechs Jahre alt und konnte es nicht fassen, warum sie nicht daheim sein sollte.

Das arme Kind schloß sich jedoch bald herzlich an unsere Schwestern in Zanzibar an. Schwester Hermenegildis, Oberin, und auch Schwester Ancilla erzählten mir von diesem lebenswürdigen, armen Kinde. Gerne hätten sie Dolly behalten, weil sie doch eine bessere Schule dort haben; aber das war auch noch zu nahe.

Nicht nur ihrem Vaterhaus, ihrer Familie, nein, auch ihrem Heimatland mußte Dolly entrissen werden; und so wurde das „ausgestoßene Stiefkind“ nach Süd-Afrika zu unsern Schwestern ins Sanatorium gebracht. In der Hoffnung, das Kind los zu werden, versprach der Vater, etwas zu zahlen für Dollys Erziehung. Bevor sie abreiste, wurde sie auch katholisch getauft auf den Namen Dorothy, Doris sagen die Engländer.

Auf dem Schiffe hätte es bald noch Schwierigkeiten gegeben, denn Klein-Doris erzählte ihre Leidensgeschichte; und alle entsetzten sich über diese grausame Trennung einer liebenden Mutter von ihrem Kinde.

Gott sei Dank ist jetzt Klein-Doris glücklich in der dortigen Schule, genannt „little Flower“. Im stillen Herz-Jesu-Heim hat sie eine Insel des Friedens gefunden. An Schwester Udalrika, mit der ich lange Jahre in Centecow zusammen war, hat das arme Kind gewiß ein besorgtes Mütterchen und zugleich eine gute Erzieherin erhalten.

K

Und nun noch ein wahres Geschichtchen für Euch, liebe Kinder.

Ein Auto fährt durch die stille Nacht,  
Drin verlassen und allein  
Ein Kindlein wacht.  
Nicht führt es des Vaters schützende Hand:  
Ein schwarzer Bursche nur, unbekannt;  
Nicht ruht es in sorgendem Mutterarm,  
Nicht liebende Sorgfalt hält es warm.  
Doch der Mond mit dem milden Silberlicht  
Strahlet dem Kindlein ins Angesicht,  
Als wollte er sprechen so sanft und lind:  
„Fürchte Dich nicht, verlassenes Kind!  
Nur eine kleine Weile noch  
Da findest Du eine Heimat doch.  
Dort oben am Berge das Kloster steht,  
Wo Glaube und Liebe und Friede weht.

Dort wirst Du wohnen, in Got-  
 tes Näh',  
 Verlassenes Kindlein, vergiß  
 alles Weh!"  
 Dieweil der Mond so freund-  
 lich spricht,  
 Entschlummert das Kind in  
 seinem Licht,  
 Und am frühesten Morgen schon  
 Mit Ave-Glöckleins ernstem  
 Ton,  
 Lag schlafend wie ein Engelein  
 Das Kind in des Klosters schü-  
 zendem Heim.



Der erste Schulgang.

Als wir Schwestern aus der Frühmesse kamen, zeigte uns Schwester Oberin ein Kindlein. Es kam weit, weit her, denn es sollte unbekannt bleiben. Ein schwarzer Diener brachte das Kind in einem feinen, eleganten Auto. Einen kleinen Koffer mit Kleidchen, eine Milchflasche, Bettdecke usw. hatte die Kleine mitbekommen. Das Geheimnis wurde nur Pater Superior in einem Briefe anvertraut. — Es war ein schneeweißes Mägdlein mit seidenweichen, hellbraunen Löckchen, ein schönes, gesundes Kind, das uns Schwestern voll Schrecken ansah. Solche Menschen, in Nonnenkleidung, hatte die kleine Einjährige wohl noch nie gesehen; die schwarzen Gesichter der eingeborenen Mädchen waren ihr bekannter. Vermutlich hatte sie solch ein Kindermädchen gehabt. Soviele wir wissen, ist der Vater ein vornehmer Engländer, der einen hohen Posten an der Regierung vertritt. Wir wissen nur, daß das verlassene, ausgestoßene Kind jetzt uns gehört, daß niemand seinen Namen wissen soll, auch die Mutter nicht, daß es aber katholisch getauft werden darf, und zwar auf den schönen Namen „Hanna-Liese“, welchen der Vater brieflich angegeben hat.

Nur einen Tag weinte das Kindlein. Am zweiten hatte es schon alle Schwestern lieb und jetzt streckt es lieblich lächelnd seine Händchen nach uns aus. — Am dritten Tag seines Hierseins in Kilema wurde die kleine Engländerin getauft. Klein-„Hanna-Liese“ war gar lieblich anzusehen im schneeweißen Taufkleidchen, himmelblauen Bande, und mit den goldbraunen Löckchen um die weiße Lilienstirne. Schwester Gratiana trug es auf dem Arme und zeigte es mir, als sie aus der Kirche kam. Durch die heilige Taufe ist es ein Kindlein Gottes geworden.



Wir weihten es der lieben Gottesmutter. Möge sie seine Mutter sein, weil es die seinige nicht kennen darf, und auch der vielleicht unglückliche Vater nur aus weiter Ferne das Schicksal dieses Kindes verfolgen wird.

So hat der liebe Gott für die arme, kleine „Hanna-Liese“, die der eigenen, noch lebenden Eltern beraubt und weit, weit von ihrer Heimat entfernt ist, gesorgt, — sie so frühzeitig schon in seinen Tempel, ins Missionskloster gebracht, wo sie unter seinem Schutze aufwachsen soll.

Eure Lesetante.



### **Lustige Ecke**

**Kindereinfalt.** Mutter: Warum schüttest Du Vogelfutter in die Milch für unsere Kaze?“

Eltschen: „Das ist für den Kanarienvogel, der ist in der Kaze.“

**In der Schule.** „Wie lange waren Adam und Eva im Paradiese?“

„Bis zum Herbst.“

„Warum gerade bis zum Herbst?“

„Ja, vorher waren die Äpfel noch nicht reif.“

**Der Lehrer zeigt den Globus.** „Wir nehmen an, ich stände hier am Nordpol und grübe lotrecht ein Loch. Wo würde ich herauskommen?“

„Aus dem Loch, Herr Lehrer.“

**Beim Richter.** „Sie konnten sich also nicht mit dem Stehlen des Geldes begnügen. Sie mußten also auch die Silbersachen nehmen.“

Dieb: „Ja, Herr Richter, es heißt ja, daß das Geld allein nicht glücklich mache.“

### **Eingegangene Spenden**

**Für Heidenkinder:** Ushberg 21 Mk., Albert; Gelsenkirchen 21 Mk., Maria-Theresia; Bruns cappel 63 Mk., Bruno, Theresia, Joseph; N. N. 21 Mk., Barbara-Katharina; Büren 21 Mk., Hermann-Joseph.

**Für die Mission:** Bochum 2 Mk., Bruns cappel 7 Mk.

**Für Missionszwecke:** Breslau 5 Mk.

**Für die Missionschule:** Oberholz 2,50 Mk., Bruns cappel 10 Mk., Münstermaifeld 10 Mk.

**Almosen:** Hamborn 2,50 Mk., Köln 2,50 Mk., Gelsenkirchen 5 Mk., Ushberg 4 Mk., Eisenach 5 Mk., Erfurt 5 Mk., Thüle 1 Mk.

Angenannt zum Dank für Hilfe in schweren Anliegen durch den heiligen Joseph, den heiligen Judas Thaddäus und den seligen Bruder Konrad 42 Mk. für 2 Heidenkinder, Joseph und Maria; fürs Aussäzigenheim 5,50 Mk.

Allen unsern lieben Wohltätern ein inniges Vergelt's Gott! Es segne und schütze alle unsere lieben Wohltäter das kostbare Blut unsers Herrn Jesu Christi! So beten wir täglich wiederholt und gemeinschaftlich für unsere lieben Freunde und Gönner.

### **Gebetserhörung**

Dem heiligsten Herzen Jesu, dem heiligen Antonius und dem heiligen Judas Thaddäus innigen Dank für erhaltene gute Stellung.

Kaiserslautern.